

Über sich selbst

Falken im Gespräch mit Friedhelm Mennekes (1985)

Neben Thomas Lehnerer ist Herbert Falken der einzige Künstler, in dessen Person sich die beiden Bereiche von Kunst und Kirche kreuzen. Seit 1977 ist er Pastor in Schevenhütte, das im unmittelbaren Einflußgebiet des Aachen-Dürener Braunkohlengebietes liegt. In der Nähe hat er in einem ehemaligen Pfarrhaus sein Atelier und wandert gewissermaßen zwischen den beiden Welten.

Herbert Falken ist im Jahr 1932 in Aachen geboren. Als er 1939 in die Schule kam, brach der Krieg aus. Sein Vater, Bahnpostbeamter, eher sozialistisch orientiert, wurde während des Krieges in die Waffen-SS beordert und als Funker in einem KZ im Elsaß eingesetzt.

H.F.: „Ich erinnere mich, daß mich der Vater eines Tages über die KZ-Mauer hochhielt und sagte: Schau, wie der Mensch zur Bestie wird! Da habe ich gesehen, wie einige KZ-Insassen mit Stockschlägen traktiert wurden. Das ist so eines der Traumata, die ich bis heute nicht überwinden kann.“

Die Nazizeit brachte es mit sich, daß Herbert Falken keinen Religionsunterricht in der Schule hatte, sondern die Vorbereitung auf die Erstkommunion in der Kirche erlebte. Wie viele seiner damaligen Zeitgenossen hat Herbert Falken den Besuch dieser Gruppen- und Schulungsstunden außerhalb des gängigen Schulbetriebs sehr intensiv erlebt.

H.F.: „Während der ganzen Nazizeit bin ich trotz mancher Diffamierungen gern in die Kirche gegangen. Meine Eltern haben mich nicht davon zurückgehalten, aber sie haben mich auch nicht dazu aufgefordert. Ich ging schon als kleines Kind in die Kirche, allein.“

Die Mutter stammte aus einfachen Verhältnissen, die jedoch nicht ohne Kultur waren. Sie waren sechs Kinder zuhause und lebten alle zusammen in einem Zimmer. Aber in der Enge der Wohnung stand ein Flügel. Wichtig für die Kinderzeit Falkens war auch der Großvater.

H.F.: „Mein Großvater war engagierter Hobbymusiker, der neben seiner Tätigkeit als Weber noch eine kleine Kapelle leitete. Er hat seine Kinder immer nachdrücklich angehalten, Klavier zu üben. Tatsächlich sind von seinen sechs Kindern fünf der Musik eng verbunden geblieben. Nur meine Mutter nicht.“

Als Kind wollte ich immer ein Instrument erlernen. Meine Mutter hat mir das ausdrücklich verboten, weil sie damit in ihrer Kindheit und Jugend gequält worden sei. Und so fing ich aus Wut an zu malen. Auch das nicht zur Freude meiner Mutter.“

Die Mutter war ein stiller Typ, eine ausgesprochen starke und prägende Persönlichkeit, eine Frau mit tiefer Herzensbildung. Sie hatte ein außerordentlich gutes kulturelles Empfinden. Von der Mutter stammen auch die stärksten religiösen Impulse. Obwohl sie periodisch kaum in die Kirche ging, lebte sie doch religiös.

H.F.: „Ich erinnere mich, daß sie mich in der Nazizeit zweimal zur Fronleichnamsprozession mitnahm; sie stand dann am Rande und hat das Ganze kommentiert. Wie ich heute sagen würde: gut kommentiert. Das hat mich alles stark beeindruckt.“

Wichtig war für Herbert Falken auch, daß er hin und wieder im Konflikt zwischen Hitlerjugend und kirchlicher Gruppenstunde stand, und daß er öfters die Hitlerjugend-

stunde ausfallen ließ, um in die katholische Jugendgruppe zu gehen.

H.F.: „Als wir im Elsaß in der Nähe eines KZ wohnten, bin ich nach wie vor zum Religionsunterricht gegangen, der von einem Kaplan im Pfarrheim erteilt wurde. Der hat richtigen Bibelunterricht mit uns gemacht. Ich weiß noch, wie ich damals mit einem Freund jede Bibelstunde illustriert habe. Damals fing das schon an mit dem Zeichnen, und zwar im Zusammenhang mit den Bedenken über Glaubensgehälter.“

Ein wichtiger Umstand in der religiösen Sozialisation war dann später die Krankheit der Mutter, die Zucker bekam und lange Jahre bettlägerig war.

H.F.: „Ich glaube, am Krankenbett meiner Mutter bin ich ein gut Stück Priester geworden. Wenn ich so meine religiöse Entwicklung analysiere, muß ich sagen, daß das Religiöse bei mir überwiegend verbunden war mit dem Leidensaspekt. Und ich glaube, das drückt sich auch ganz klar in meinen Arbeiten aus.“

Die Wurzeln der Kunst Falkens dürften also bereits in seiner Kindheit liegen. Aber die entscheidenden Impulse vermittelte ihm Franz Josef Herold, ein ausgezeichnete Zeichenlehrer der Realschule in Aachen und ein ausübender Künstler.

H.F.: „Ich weiß noch genau, es war 1949, ich war gerade 17 Jahre alt, als er mich aus der Bankreihe im Zeichensaal rief. Er drückte mir Schreibmaschinenpapier und einen weichen Bleistift in die Hand und sagte, daß ich jetzt hinausgehen und alleine für mich in der Stadt zeichnen solle. Die drei Skizzen, die ich damals nach anderthalb Stunden zurückbrachte, habe ich heute noch. Von da an war ich süchtig. Ein Jahr später kam die Malerei dazu.“

Als Falken mit 18 Jahren die Mittlere Reife machte, wollte er Maler werden. Aber die Eltern waren strikt dagegen. Auch konnte der Vater als kleiner Postbeamter kein Studium an der Akademie bezahlen. Er entschied sich zu einer Lehre als Reklamemaler, später wollte er dann über den zweiten Bildungsweg zur Kunstakademie kommen.

H.F.: „Ich habe aber sehr schnell eingesehen, daß die großen Farbflächen mich malerisch kaputt machen würden. Deshalb habe ich diese Lehre bald abgebrochen und bin auf Wunsch meiner Eltern Bürokaufmann geworden.“

1953 legte Falken die Kaufmannsgehilfenprüfung ab. Aber bereits ein Jahr zuvor — also noch als kaufmännischer Lehrling — stellte er erstmals im Aachener Suermondt-Museum aus.

H.F.: „Von da an war für mich klar: Kaufmann bleibst du nicht! Irgendwann wirst du Maler!“

Doch dazu kam es zunächst nicht. Nach dem Abendabitur in Neuß studierte er nicht Kunst, sondern in Bonn Theologie. Seine Liebe zur Kunst brach jedoch nicht ab. So malte er 1961 seinen ersten größeren Zyklus, „Die Apokalypse“. Trotzdem folgten acht Jahre der künstlerischen Abstinenz: der Abschluß der theologischen Studien, die Priesterweihe 1964 und die ersten Kaplansjahre in Krefeld-Uerdingen ließen eine intensivere Beschäftigung mit kreativeren Dingen nicht zu. Erst bei seiner Versetzung nach Aachen im Jahre 1968 brach der „Stau“ durch, und ein Jahr später entstand der zweite Zyklus: „Scandalum crucis“, eine Reihe von 14 Ölbildern, die Aufsehen erregte.

H.F.: „Seitdem bin ich ununterbrochen dabei.“

Es folgen in den nächsten Jahren eine ganze Reihe von Entwicklungsstadien; Ausstellungen und Publikationen nehmen zu. Der Bischof beurlaubt Falken teilweise vom Seelsorgsdienst.

Friedhelm Mennekes: Herbert, erinnerst Du Dich noch an Dein erstes Christusbild?

Herbert Falken: Das war in der Zeit, als ich Landschaften malte. Damals habe ich ein Christusbild versucht, aber ich habe es gleich weggeworfen.

F.M.: Aber der Theologe in Dir, hat er Dich nicht gewissermaßen immer wieder zu diesem Thema gedrängt?

H.F.: Ja, selbst als ich als Theologe eine Zeitlang nicht malte, habe ich in der Karwoche immer ein Christusbild gemalt. Ein paar davon existieren heute noch.

F.M.: Ich vermute bei Dir eine Art inneren Drang, Dich mit dem Christusbild auseinanderzusetzen.

H.F.: Ja, die Sache mit dem Christusbild . . . Ich denke, jeder Künstler hat so eine Art Tick. Und das ist eben mein Tick. Aber schon sehr früh gab es Künstlerkollegen, die mich schätzten, die sagten manchmal: Der Falken ist ja ein guter Maler, aber wir müssen ihm den Tick mit dem Christusbild austreiben. Ich weiß noch, wie ich mir damals sehr oft Ausstellungen angeschaut habe in modernen Museen und Galerien, aber es gab nirgendwo ein Christusbild. Selbst die Bilder von Rouault flogen aus den Museen raus. Und ansonsten wußte ich auch keinen, der sich überzeugend mit dem Thema auseinandergesetzt hätte. Insofern war es für mich eigentlich immer ein sehr trauriges Erlebnis, wenn ich dieses mein Thema nicht vertreten fand.

F.M.: Aber daß Du das vermißt hast, war das nicht ein Beweis eigenen Suchens?

H.F.: Ja, ich habe die Notwendigkeit verspürt, daß das Christusbild endlich wieder museumsfähig, wirklich qualifiziert gestaltet werden mußte. Ich habe das immer wieder für mich von allen Seiten her versucht. Eigentlich bin ich auch heute noch immer dabei. Aber mein entscheidendes Christusbild habe ich bis heute noch nicht erreicht. Ich nehme mir immer wieder von neuem vor, ein Christusbild zu malen, aber meine Erfahrung ist, daß ich im Grunde immer bei Menschenbildern ankomme. Aber ich glaube daran: einmal wird es da sein.

F.M.: Gibt es Umrisse, vage Vorstellungen, Ahnungen, wie ein solches Bild aussehen könnte?

H.F.: Also ich kann nicht sagen, so oder so muß es aussehen. Und ich kann auch nicht sagen: Jetzt male ich ein Christusbild, jetzt muß es herauskommen. Vielmehr brauche ich sehr viel Geduld mit mir, bis ich endlich an einem Punkt bin, an dem ich sage: jetzt könnte es sein. Und dann fange ich immer wieder von neuem an, gewissermaßen ganz von unten oder von einer ganz anderen Ecke her. Insofern kann man nicht sagen, daß ich kontinuierlich und systematisch an einem Christusbild gemalt habe. Die Ergebnisse sind zu unterschiedlich. Ich kann sie selbst kaum auf einen Nenner bringen. Aber vielleicht versucht das einmal ein anderer.

F.M.: Wenn es also keine Umrisse für Dich gibt, noch nicht einmal vage Vorstellungen, wie verhält es sich denn dann mit dem Druck, Dich mit dem Thema auseinanderzusetzen? Dich von allen Seiten diesem Thema nähern zu müssen?

H.F.: Ich glaube, der Druck, der hat seinen Grund darin, daß ich Christus liebe. Der läßt mich einfach nicht los. Ich stehe gewissermaßen mit ihm auf und gehe mit ihm schlafen. Und weil ich Maler bin, möchte ich ihn natürlich auch malen. Das Schlimme ist, daß er sich immer wieder meiner Phantasie entzieht. Aber wenn ich ihn nicht male, kann ich ihn überhaupt nicht sehen. Das ist das Eigenartige.

F.M.: Es sind also gewissermaßen keine inneren Bilder, die Du malst?

H.F.: Es gibt Künstler, die haben ganz klar ihr Bild vor sich. Das habe ich nicht. Ich fange an zu zeichnen und

weiß nicht, was daraus wird. Manchmal tauche ich dann tagelang ins Zeichnen ein und dann entstehen etwa 30 Zeichnungen. Und irgendwann ist dann ein Punkt erreicht, wo ich mir sagen kann: ja, das ist es. Das ist es, was ich machen will. Aber ich kann das vorher nie fixieren. Ich kann mein künstlerisches Schaffen nicht programmieren.

F.M.: Aber es wird doch vielleicht Bibelstellen geben, in denen Du Dein eigenes Jesusbild wiederfindest?

H.F.: Nein, seltsamerweise gibt es die nicht. Es fällt mir auch schwer zu sagen, daß mir mein Christusbild von der Bibel her vermittelt ist. Ich habe überhaupt ein schlechtes Verhältnis zum Lesen. Und wenn ich etwas lesen muß, muß ich mich immer wieder dazu zwingen. Und in der Bibel lesen, das tue ich eigentlich nur, wenn ich eine Predigt vorbereite. Nein, der innere Drang entsteht nicht von der Bibel her, sondern aus der inneren Erfahrung. Ich fühle mich ständig von diesem Jesus angeschaut; ich fühle mich durch die Erlebnisse in der Gemeinde oder im Krankenhaus geradezu herausgefordert. Wenn ich Menschen begegne, die so ziemlich am Boden liegen, dann spüre ich die besondere Nähe von Christus. Auf jeden Fall ist die Bibel allein nicht der Auslöser zum Christusbild. Wenn überhaupt, dann nur in Kombination mit Lebenserfahrungen und mit inneren Erfahrungen.

F.M.: Es gibt doch einen Beruf als Seelsorger, so eine Art Leidenschaft für den leidenden Menschen. Also eine besondere Betroffenheit über den verzweifelten, kranken, kaputten und leidenden Menschen . . .

H.F.: Ja, es gibt eine Beziehung zu den Menschen in extremen Situationen. Hier habe ich auch das Gefühl, meine Zeit nicht zu vertun. Einen wirklichen Konfliktfall habe ich immer als wichtiger empfunden für mich als das Malen.

F.M.: Also hat Dein Jesusbild sehr stark zu tun mit dem Menschen in der Krise?

H.F.: Richtig. Und diese Menschen habe ich dann auch sehr realistisch und direkt gemalt. Zum Beispiel in der Serie der Krankenbilder. Demgegenüber ist aber mein Christusbild im Laufe der Jahre eher mystischer geworden.

F.M.: Inwieweit spielt in dieser Entwicklung das zeitgenössische Kunstschaffen eine Rolle?

H.F.: Ich kann sicher sagen, daß mich die Kunst anregt. Das heißt, die Kunst der anderen Künstler regt mich an, denn ich finde in ihr ständig religiöse Ansätze, die für mich auf Christus übertragbar sind. Auch ist es für mich keine Frage, daß ich bei vielen Künstlern eine direkte Christusbegegnung antreffe. Das ist ohne Zweifel so, daß viele Künstler ein sehr inniges Verhältnis zu Jesus Christus haben, aber ein weniger inniges zur Kirche.

F.M.: Ich denke, das ist nicht nur bei Künstlern so, sondern wohl bei jedem Menschen, bei dem es einen gewissen Tiefgang gibt. Und das ist ja wohl der leidende Mensch, generell der Mensch in einer extremen Situation.

H.F.: Auf diese extremen Situationen bin ich in meinem Glauben und in meiner Funktion als Priester zurückgeworfen. Das gilt besonders natürlich in Sterbefällen, aber auch sonst, etwa bei Ehekonflikten. Was kann ich da schon sagen? Ich glaube, für mich kommt es vor allem darauf an, daß in dieser Extremsituation Jesus anwesend ist. Davon bin ich fest überzeugt.

F.M.: Gilt denn hier für Dich das Wort: „Was ihr einem der Geringsten meiner Brüder getan habt“ . . .

H.F.: Also ich empfinde das als eine religiöse Anmaßung, zu sagen: In dem Leidenden bin ich Jesus Christus

selbst begegnet. Ich finde, damit würde der Mensch, der einem da begegnet, abgewertet. Gleichsam als wollte man sagen: Ich tue das alles nur, weil Du nicht Du bist, sondern Jesus Christus.

F.M.: Nun hat Dein Weg zu einem Christusbild bereits eine Reihe von Stationen durchlaufen. Kannst Du einige davon nennen?

H.F.: Es fing zunächst einfach damit an, daß ich Ecce-Homo-Bilder gemalt habe. Ich weiß auch nicht mehr genau, warum und wie das Ganze anfing. Jedenfalls waren es meistens Bilder, die zeigen, wie Jesus vor Pilatus gestanden haben könnte. Natürlich war da noch viel traditionelles Zeug drin. Ein zweiter Impuls kam eigentlich während meiner Theologenausbildung. Dort hatten wir morgens Meditation. Während die anderen ganz fromme Gesichter machten, fiel mir nichts ein. Ich saß da nur herum und langweilte mich. Da fing ich an zu kritzeln, und aus diesem Kritzeln ist die Apokalypse, mein erster Zyklus, entstanden. Wahrscheinlich gab es hier auch Einflüsse des exegetischen Studiums — ab und zu mal gucken bei Heinrich Schlier — und von Anfang an ein besonderes Interesse an den Bildern der Apokalypse. Und eigentlich befanden wir uns ja schon damals in einer apokalyptischen Situation. Im Rahmen dieser Zeichnungen hatte ich 1961 natürlich mehr den eschatologischen Aspekt im Auge.

F.M.: Es gibt doch von Dir auch Bilder mit Jesus im hohenpriesterlichen Gewand mit einer Krone auf dem Kopf. Gewissermaßen als Erhöhter am Kreuz hängend...

F.M.: Ach, das ist doch alles Mist. Meine Bilder wurden erst dann wieder besser, als sie existentiell wurden. Und das war bei „Scandalum Crucis“, 1969.

F.M.: Der Anreger war Francis Bacon?

H.F.: Ja und nein. Ich war damals der Verzweiflung am Kreuz nahe; das war der neue Ausgangspunkt für mich. Die Päpste von Bacon lachten so verzweifelt, wie ich lachte. Das war 1969. Und dann ist die Entwicklung von diesem Nullpunkt an eigentlich konsequent weitergegangen zu den Krankenbildern 1972—73, die den radikalen Ansatz ins Konkrete, ins Direkte übertrugen. Diese realistische Bilderreihe ist der Niederschlag von Begegnungen am Krankenbett. Ich habe damals auch selber viel krank im Bett gelegen. Schließlich landete ich dann beim Thema der Turiner Gräbtücher, das war so 1973. Übrigens habe ich in Kindertagen einmal Abbildungen des Turiner Gräblinns gesehen, und die haben mich nie mehr losgelassen.

F.M.: Du weißt, daß wir seit einigen Jahren in einem Seitenschiff unserer Kirche zeitgenössische Kunst zeigen. Natürlich bringt das hin und wieder auch Spannungen mit sich. Aber die entscheidende Spannung, ja gewissermaßen eine Art Aufstand gegen diese Bilder, gab es, als wir vor gut einem Jahr Bilder von Dir zeigten.

H.F.: Ich kann mir das leicht erklären. Das ist das vitale Lebensinteresse einer Gemeinde, die meint, sie käme durch die Kunst zu kurz. Das ist einfach Eifersucht.

F.M.: Möglich, aber hier steigerte sich die Eifersucht zu dem Antrag beim Gemeinderat, diese Kunstaustellungen abzuschaffen. Einer sagte damals: „Ich will mich von diesen Bildern nicht immer belästigen lassen. Wenn ich in die Kirche gehe, will ich meine Ruhe haben.“

H.F.: Das kenne ich. Meine Bilder kommen oft ganz negativ an, da formal ungewohnt.

F.M.: Und was dem Ganzen die Krone aufsetzte: das ist ausgerechnet ein Pfarrer, der derart Negatives darstellt!

H.F.: Was Du ansprichst: Ich habe meinen „Mann im Block“ gemacht, weil gewisse „Halleluja-Katholiken“ immer fragen: Wann kommt denn beim Falken endlich die Auferstehung? Da habe ich mir gedacht: laß doch

mal eine Figur oder einen Kopf durch das Kreuz hindurchschauen. Erfolglos! Die Leute erkennen das nicht. Man kann es ihnen auch nicht zum Vorwurf machen. Sie haben einfach nicht sehen gelernt. Wir müssen unheimlich viel Geduld haben.

Die Frage nach dem Menschen

Horst Schwebel (1978)

Auszug aus einem Gespräch zwischen Dr. Horst Schwebel, Marburg, und Herbert Falken, Langenbroich:

Schwebel:

Herr Falken, Sie betreiben zwei gegensätzliche Dinge, Sie sind Pfarrer in einer katholischen Kirche, halten Messe und predigen dort. Gleichzeitig sind Sie Maler. Bekommen Sie beide Tätigkeiten halbwegs zusammen, oder haben Sie den Eindruck, daß beides auseinanderläuft?

Falken:

Halbwegs zusammen bekomme ich das schon, aber natürlich nicht völlig. Es gibt ständig Spannungen und Konflikte. Die Theologie ist zunehmend bilderfeindlich, die Kunstszene ist glaubensfeindlich. Insofern stehe ich in einer Spannung, die ich einfach durchstehen muß. Das halte ich aber nicht für sinnlos. Aus der Kunst wissen wir, daß Konflikte überaus fruchtbar sein können. Ich sehe meine Aufgabe darin, den Konflikt zwischen praktischer Seelsorge und dem schöpferischen Arbeiten als Maler zunächst einmal für mich auszutragen; vielleicht kann ich sogar einen bescheidenen Beitrag dazu leisten, ihn überwinden zu helfen. Ich wünschte es jedenfalls.

Schwebel:

Finden Sie als Pfarrer und Maler innerhalb der Tradition einen Anknüpfungspunkt, oder meinen Sie, daß die Doppelheit, wie Sie sie leben, neu ist?

Falken:

Ich stehe im Grunde in einer guten kirchlichen Tradition, nämlich in der Tradition der Maler-Mönche.

Schwebel:

Was ist denn im Vergleich zu den Maler-Mönchen anders an der Art, wie Sie leben und mit Bildern umgehen?

Falken:

Die Maler-Mönche waren geborgen in einer Schule, in einer Gemeinschaft. Ich dagegen stehe völlig allein. Da ist der Unterschied.

Schwebel:

Die Maler-Mönche malten bzw. malen harmonische Bilder, sie versuchen das Heil zu vergegenständlichen. Ein moderner Mensch, der sich diese Bilder ansieht, kann sich als Zeitgenosse damit nicht mehr identifizieren, wird aber subjektiv sagen müssen: Jawohl, hier wird versucht, das Heil in einer positiven Weise darzustellen. — Bei Ihnen würde man dies wohl nicht sagen.

Falken:

Doch, denn im Kreuz ist Heil. Ich habe mich für den Gekreuzigten und insofern für den Heilbringer entschieden.